

Rezensionen

Michaela Binder, Der Soldatenfriedhof in der Marchettigasse in Wien. Die Lebensbedingungen einfacher Soldaten in der thesesianisch-josephinischen Armee anhand anthropologischer Untersuchungen

(= Monographien der Stadtarchäologie Wien, Bd. 4), Wien 2008, 163 S., 38 € [ISBN 978-3-85161-000-0].

Der Titel ‚Der Soldatenfriedhof in der Marchettigasse in Wien‘ lässt zunächst vermuten, dass es sich bei dem vorliegenden Band von Michaela Binder um eine in erster Linie lokal- und militärhistorisch ausgelegte Arbeit handelt. Bereits das Stichwort ‚Anthropologie‘ im Untertitel zeigt jedoch, dass die Herangehensweise der Autorin an ihren Forschungsgegenstand weit weniger konventionell ist. In der Tat handelt es sich bei der 2008 veröffentlichten Arbeit nicht in erster Linie um eine geschichtswissenschaftliche Schrift. Die Autorin stellt vielmehr die Ergebnisse einer von ihr unternommenen pathologischen Untersuchung an Skelettfunden aus dem 18. Jahrhundert vor und versucht anhand der gesammelten Daten und im Vergleich mit schriftlichen Quellen, die Lebensbedingungen einfacher Soldaten im österreichischen Militär zu rekonstruieren. Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass der Band sprachlich wie formal aus dem Rahmen der geschichtswissenschaftlichen Monographien fällt. Die 160 Seiten umfassende Schrift ist entsprechend einem naturwissenschaftlichen Paper gegliedert; Aufgabenstellung, Einführung, Methoden, Ergebnisse und Diskussion sind ihrerseits mit kleinteiligen Unterpunkten versehen, das Literaturverzeichnis ist vergleichsweise kurz. Der Band weist aber einen umfangreichen Katalog auf, der eine systematische Aufstellung der untersuchten Skelette, fehlender Knochen und diverser gehobener Gegenstände sowie einige Fotografien der Funde enthält.

Bei den 60 untersuchten Körpern handelt es sich um Überreste von Militärangehörigen, die auf dem zwischen 1769 und 1784 genutzten Soldatenfriedhof in Wien bestattet wurden. Es ist anzu-

nehmen, dass die Mehrzahl von ihnen im nahegelegenen Militärspital behandelt wurde und sie dort auch verstorben sind. Die Toten waren teilweise in Mehrfachgräbern, die vermutlich aus der späteren Phase der Friedhofsnutzung stammen. Auf diesen Tatsachen basieren die Annahmen der Autorin, dass zumindest ein Teil der Bestatteten erst nach Ende des Siebenjährigen Krieges im Jahre 1763 in das Militär eingetreten war. Für die Frage nach den Lebensbedingungen im Militär ist dies von zentraler Bedeutung, da Kriegsverletzungen und die verschärften Bedingungen im Feld bei der Auswertung der Ergebnisse damit außen vor gelassen werden konnten.

Die geborgenen Knochen wurden unter Anwendung paläopathologischer Methoden auf sogenannte Stressmarker untersucht, also auf Anzeichen von Erkrankungen, die sich zu Lebzeiten auf Knochen und Zähne des Menschen ausgewirkt haben. Anzeichen für sogenannten physiologischen Stress sind u. a. Veränderungen an Zahnschmelz, Schädelknochen oder Restskelett, Zahnverlust, geringe Körperhöhe oder ein geringes Sterbealter. Infektionskrankheiten, Traumata und Mangelerscheinungen durch Unter- oder Fehlernährung sowie deren Folgeerkrankungen wie Parasitenbefall lassen sich so anhand paläopathologischer Untersuchungen nachweisen. Um Erkenntnisse bezüglich der sozialen Herkunft der in der Marchettigasse Bestatteten zu gewinnen, zieht die Autorin die Sterbematrikeln des Militärspitals heran. Diese zeigen, dass es sich bei den Patienten beinahe ausschließlich um Gemeine und Unteroffiziere handelte.

Die Ergebnisse der pathologischen Untersuchung erbrachten, dass Infektionskrankheiten und Folgen von Fehl- oder Mangelernährung die häufigsten Ursachen für Veränderungen an den Skeletten waren. Die Verstorbenen waren zum Zeitpunkt des Todes durchschnittlich 27 Jahre alt, keiner von ihnen erreichte ein Lebensalter von mehr als 60 Jahren. Diese Daten weichen nicht wesentlich von denen aus den Sterbematrikeln ab. Bei 93 Prozent der Skelette wurden Veränderungen am Gebiss gefunden, die bereits auf Stress im frühen Kindesalter hindeuten. Ein weiterer Indikator hierfür ist die allgemein geringe Körperhöhe der Verstorbenen, rund 77 Pro-

zent der untersuchten Körper weisen Spuren bereits überwundener Infektionskrankheiten auf.

Im Vergleich mit Untersuchungsreihen aus dem 19. Jahrhundert fällt auf, dass der Gesundheitszustand der österreichischen Soldaten als ungewöhnlich schlecht bezeichnet werden kann. Binder gibt jedoch zu bedenken, dass diese Untersuchungen an Skeletten aus den USA und Frankreich vorgenommen wurden, wo die Ständestruktur in den Heeren erheblich von der in Österreich abwich. Binder zufolge gehörten die Gemeinen hier viel eher der Unterschicht an, während in Frankreich und den USA eine stärkere gesellschaftliche Durchmischung vorlag. Außerdem waren die untersuchten Personen in einer Großstadt stationiert, was ein erhöhtes Risiko der Ansteckung mit Infektionskrankheiten mit sich bringt.

Abgesehen von den Spuren, die verschiedene Krankheiten an den untersuchten Skeletten hinterlassen haben, weisen zahlreiche teilweise oder ganz verheilte Läsionen an Skelett und Schädel darauf hin, dass Verletzungen behandelt und überlebt wurden. Um Kriegswunden handelt es sich aber laut der Autorin wahrscheinlich nicht, da viele der untersuchten Personen zu jung waren, um an den Kampfhandlungen im Siebenjährigen Krieg aktiv teilgenommen zu haben. In der Gesamtheit scheinen die prekären Lebensbedingungen der einfachen Soldaten den Ausbruch und die Verbreitung von Krankheiten gefördert zu haben.

Die Ergebnisse der vorgenommenen Untersuchungen sind informativ, äußerst sorgfältig erarbeitet und als solche sehr aufschlussreich. Dennoch scheitert der Band an dem Anspruch, aus einem interdisziplinären Ansatz neue Erkenntnisse oder Perspektiven auf die Materie zu gewinnen. Die Betrachtung und Bewertung von Material und Quellen bleibt innerhalb der fachspezifischen Spannweite der Autorin und kann so der interdisziplinären Fragestellung nicht gerecht werden. Dies zeigt sich auch in gelegentlichen methodischen Unsicherheiten im Umgang mit historischen Sachverhalten. Zwar wird eine Einführung in das Österreich des 18. Jahrhunderts und die Lage des Militärs vorgenommen, doch wird hierauf im Laufe der Auswertung und Diskussion nur noch marginal Bezug genommen. Auch vermisst der Leser im Hinblick auf schriftliche Quellen das kritische Handwerkszeug des Historikers,

Rezensionen

insbesondere bezüglich der Berichte von Zeitgenossen, die häufig ohne Kontext und Relativierung zitiert werden. An dieser Stelle wäre die Kombination von statistischer Auswertung und orthodoxer Quellenkritik sicher fruchtbarer gewesen als die bloße Wiedergabe der Quelleninhalte.

Von diesen Schwächen abgesehen ist der Vergleich von Sterbematrizen eines Krankenhauses mit Funden vom dazugehörigen Friedhof in dieser Form bislang einzigartig. Hier liegt der wahre Wert der Arbeit. Damit können konkrete Informationen in einer Form verifiziert werden, die dem Geschichtswissenschaftler sonst in der Regel verschlossen bleiben.

Sarah Edding